

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 270. Bromberg, den 11. Dezember 1928.

Sir Michaels Abenteuer.

Roman von **K. R. G. Browne.**

(11. Fortsetzung.)

„Ah, da sind Sie ja!" sagte er. „Ich muß mich entschuldigen, Sie so lange allein gelassen zu haben, aber ich hatte mein Kragenknöpfchen verloren — das heißt, ich glaubte es verloren zu haben, aber es war mir nur den Rücken herabgerutscht, und sobald ich mich setzte, bemerkte ich es. Ah das ist die Tischglocke."

„Würden Sie mir wohl gestatten", sagte Mr. Moon, „an meinen Bestimmungsort zu telephonieren, um meinen Unfall mitzuteilen?"

„Gewiß, gewiß. Mit Vergnügen natürlich, gehen wir hinein."

Sie gingen hinein. Mr. Cherry mit auffallender Bereitwilligkeit; denn wahrlich, er bedurfte der Stärkung!

Das Tischgespräch war anfangs wenig animiert. Mrs. Bytheway, durch den neuen Zuwachs aus der guten Gesellschaft — denn jedem Leser der Salon-Nachrichten mußte der Name Josef Pargiter Moon bekannt sein! — etwas aus dem Gleichgewicht gebracht, war von dieser unerwarteten Ehre ganz verwirrt. Auch hatte die Sorge für die Bereicherung des Menus sie bisher gehindert, mit dem neuen Gast mehr als ein Dutzend Worte zu wechseln, und seine Höhlenmenschen-Erscheinung tat ein übriges, sie noch mehr zu verwirren. Sie fühlte, daß sie ein wenig Zeit brauche, ihre Eindrücke zu ordnen.

Auch ihr Gatte war ziemlich schweigsam, denn er fürchtete ihren Zorn wegen des Unfalles. Sie hatte sich bisher nicht darüber geäußert, aber voraussichtlich würde sie später so manches Unangenehme darüber zu sagen haben, denn solche Sachen schickten sich in ihren Augen für einen Gutsbesitzer nicht. Außer natürlich sie empfand die Gegenwart von Mr. Josef Pargiter Moon als reichen Ersatz.

Auch Mr. Cherry war weniger gesprächig als sonst, denn das Plauderstündchen mit Mr. Moon lag ihm noch in den Gliedern und er hatte das Gefühl, auf dünnem Eis zu stehen. Der neue Gast war offenbar ein geschwätziger Narr und Mr. Cherry hatte die Empfindung, es wäre gut zu gehen, solange er noch einen Abgang habe, ehe der echte Sir Michael von seinem Hiersein erfuhr. Dennoch fiel es ihm schwer, ein so vielversprechendes Abenteuer, aus dem er bisher nur einige gute Mahlzeiten und ein wenig Bargeld geerntet hatte, aufzugeben.

Mr. Moon aber sprach wenig, weil er damit beschäftigt war, seine Hausfrau einzuschätzen. Mike gewährte das Anhören der Unterhaltung der anderen bei solchen Gelegenheiten mehr Befriedigung als eigene Teilnahme daran und außerdem beklagte er tief die Einführung, die Anne Kent vorschrieb, ihre Mahlzeiten allein einzunehmen. Harold aber schwieg wie immer bei Tische, denn da hatte er eine andere Verwendung für seinen Mund.

Also war das Mahl in seinen Anfangsstadien durchaus nicht von einem Aufschwung der Geister belebt; erst als der Wein kam, wurde die Atmosphäre eine wärmere.

„Wirklich ein seltsamer Zufall, Mr. Moon", sagte Mrs. Bytheway.

„Gestern stieß mein Auto den armen Sir Michael nieder und heute fährt Herbert in Sie hinein! Ich hoffe nur, daß der Unfall Ihre Pläne nicht gestört hat?"

„Durchaus nicht", erwiderte Mr. Moon höflich. „Ich bin am Weg zu Freunden auf der anderen Seite der Grafschaft und habe ihnen telephoniert, daß ich morgen komme."

„Hoffentlich", sagte Mrs. Bytheway schelmisch, „werden Sie und Sir Michael nicht jedermann erzählen, daß es unsere Gewohnheit ist, die Leute mit unseren Autos niederzurennen. Denn das ist es wirklich nicht."

Aus dem bärtigen Antlitz Mr. Moons traf sie ein strahlendes Lächeln.

„Ich kann Sie versichern", sagte er, mehr liebenswürdig als klar, „daß es wirklich dafür gestanden ist, und sicher wird Sir Michael dasselbe sagen. Wie, Sir Michael?"

„Was — — Ach ja, natürlich", sagte Mr. Cherry.

Er war zerstreut, denn er hatte eben etwas bemerkt, das ihn weit mehr interessierte als irgend etwas anderes.

Das erste Beginnen aller weiblichen Wesen, die plötzlich zu großen Reichtümern kommen, ist, einen Teil dieser Reichtümer — seine Größe hängt vom Charakter ihrer Gatten ab — für persönlichen Schmuck auszugeben, und Mrs. Bytheway machte darin keine Ausnahme. Die Sammlung ihrer Juwelen war hauptsächlich durch ihre Größe, ihren Marktwert und ihre ausnahmslosen Geschmacklosigkeiten bemerkenswert, und heute, zu Ehren dieses außergewöhnlichen Anlasses, schien sie alles angelegt zu haben. Halsbänder, Ohrringe, Broschen, Anhänger, Ringe — alles war da. Mrs. Bytheway funkelte geradezu, bei jeder ihrer Bewegungen klingelte und raschelte es; sie ansehen, hieß fast geblendet zu werden. Mr. Cherry, der sich in diesen Dingen gut auskannte, schätzte sie auf beiläufig viertausend Pfund. Unklares Sehnen durchdrang ihn, das mit jedem Augenblick weniger unklar wurde. Eine Frage zitterte auf seinen Lippen, aber die Gegenwart dieses Kerls von einem Sekretär verbot ihm, sie auszusprechen, denn dem würde er sich um keinen Preis verraten!

In diesem Augenblick kam ihm Mr. Moon unerwarteterweise zu Hilfe. Diesem hervorragenden Porträtmaler, der seit einer Weile seine Hausfrau studierte wie ein Bakteriologe eine neue und interessante Mikrobe, beugte sich nun vor und richtete artig das Wort an sie. „Sie haben da eine außerordentlich schöne Brosche, Mrs. Bytheway, wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf. Italienisch, aus dem achtzehnten Jahrhundert, wenn ich nicht irre."

Er sprach mit aufrichtiger Bewunderung, denn es war wirklich eine schöne Brosche, höchst geschmackvoll aus Perlen zusammengesetzt und fast das einzige Stück in der ganzen Schaustellung, das ein künstlerisches Auge befriedigen konnte. Mrs. Bytheway, die es bisher gering geachtet hatte, lächelte geschmeichelt.

„Es freut mich, daß sie Ihnen gefällt, Mr. Moon. Sie hat hundertundfünfzig Guineen gekostet, nicht wahr, Herbert?"

„Jawohl" sagte ihr Gatte etwas düster.

„Herbert sagt, es sei gefährlich, soviel Schmuck im Hause zu haben", fuhr sie fort. „Aber ich sage, wozu hat man die Sachen, wenn sie immer in der Bank sind und niemand sie sieht?"

Mr. Cherry nickte mit von Herzen kommender Übereinstimmung zu dieser vernünftigen Ansicht.

„Gewiß", sagte Mr. Moon. „Und sie sind ja jedenfalls versichert?"

„Ja, ja. Außerdem sind sie in meinem Zimmer in einem Geheimschrank aufbewahrt, den niemand öffnen kann, dem das Geheimnis der Feder nicht bekannt ist. Ich finde das sehr romantisch. Wir haben ein Buch in der Bibliothek, wo alles über dieses Haus darinsteht und dort ist es erklärt. Als ich das las, sagte ich sofort: Das ist der Ort für meine Sächelchen! Nicht wahr, Herbert?"

„Jawohl, Hermine", bestätigte der Gatte betrübt, denn er hatte diesen Geheimschrank heimlich für seine Markensammlung begehrt.

„Sehr interessant, in der Tat," sagte Mr. Moon, womit das Thema erledigt war.

Mr. Cherry versank nun in ein nachdenkliches Schweigen, antwortete wohl höflich, sooft er angesprochen wurde, aber nahm nur wenig Anteil an der allgemeinen Unterhaltung. Hinter seinem liebenswürdig höflichen Lächeln verbarg er seine mit Hochdruck arbeitenden Gedanken, denn es war nicht seine Art, die Gaben der Vorsehung abzulehnen. Die Mahlzeit kam endlich zu ihrem Ende. Nachdem die Gesellschaft sich schwerfällig erhoben und im Salon wieder niedergelassen hatte, während die Hausfrau noch überlegte, welcher ihrer vornehmen Gäste ihre größere Aufmerksamkeit erheischte, hätte man die Abwesenheit des Sekretärs bemerken können. Er hatte sich auf die Terrasse begeben, wohin ihn das Aufblinken eines weißen Kleides mit Blitzesschnelle gezogen hatte.

Anne lehnte an dem niederen Geländer und starrte in den dunklen Garten, als Mike sich neben sie stellte. Sie fuhr bei dem Klang seiner Stimme ein wenig zusammen, wandte den Kopf aber nicht.

„Eine wundervolle Nacht", begann Mike in bester Stimmung.

Schweigen.

„In solcher Nacht wie diese", fuhr der betörte junge Mann fort, „in solcher Nacht wie diese — in solcher Nacht — zum Kuckuck, ich hab's vergessen. Aber das meine ich ungefähr."

Schweigen.

„Ich habe Sie den ganzen Tag gesucht" sagte Mike im Tone sanften Vorwurfs. „Und jetzt, wo ich Sie endlich gefunden habe, sind Sie so schweigsam wie ein Säulenheiliger. Können Sie nicht einmal ein Wort an mich verschwenden?"

Anne richtete sich plötzlich auf. Die Dunkelheit verbarg ihm noch ihre Züge, aber ihre Stimme schien ihm sehr merkwürdig zu klingen.

„Mr. James", sagte sie, „warum sind Sie gekommen?"

„Wie?" fragte Mike und schaute sie forschend an. Der helle Mond beleuchtete sie nun und sie sah anbetungswürdig aus. Und wieder fühlte Mike das plötzliche Verlangen, ihr alles zu gestehen. Seine Unterredung mit Mr. Cherry fiel ihm ein und leise in sich hineinlachend sagte er: „Ich bin hier, um mir zu nehmen, was ich kriegen kann."

„O!" sagte Anne und schwieg einen Augenblick. Dann: „Sie sind also kein wirklicher Sekretär?"

Mike grinste erheitert. Zweifellos war dies die beste Gelegenheit, alles zu erklären. Das Mädchen selbst führte ja das Gespräch darauf hin.

„O nein. Nichts weniger als das. Sehen Sie — —"

„Also täuschen Sie diese Leute vorsätzlich?"

Der Pseudosekretär fuhr zurück, dieser Gesichtspunkt war ihm bisher nicht eingefallen.

„Nun ja — einigermaßen — aber die Sache verhält sich nämlich so — —"

„Vermutlich," sagte Miß Kent grimmig, „heißen Sie nicht einmal James!"

„Doch, wenigstens zum Teil. Schauen Sie, ich will Ihnen erklä — —"

Das Mädchen trat zurück. Aus einem Fenster fiel helles Licht auf ihre Züge und der kalte Zorn, der darin zu lesen war, erschreckte Mike.

„Sie sollten vorsichtig sein, Mr. — James!" sagte sie sehr deutlich. „Ich an Ihrer Stelle würde mich sofort zurückziehen und gehen, ehe sonst noch jemand entdeckt, daß Sie hier sind, um zu nehmen, was — Sie kriegen können!"

Und damit wandte sie sich um und ging rasch ins Haus.

Mike blieb mit offenem Mund, mit einem Ausdruck völliger Verblüffung stehen, wo sie ihn verlassen hatte. Nach einer Weile erholte er sich und blickte fragend zum Monde auf.

„Also, was zum Teufel," wandte er sich an den blassen Gesellen, „soll das bedeuten?"

Elftes Kapitel.

Verlegenheit eines geehrten Gastes.

Auf der Terrasse saß in einem Gartenstuhl Mr. Josef Pargiter Moon, Mitglied der Königlichen Akademie, und betrachtete die Natur. Es war dreiviertel elf am Morgen nach seiner Ankunft in Lindlehaus und binnen kurzem sollte er seine Reise nach King's Fortune antreten. Mr. Bytheway gab eben dem ungeduldigen Simpson genaue Instruktionen; Mrs. Bytheway war in ihrem täglichen Kampf mit der Köchin begriffen; Mr. Cherry hatte sich in die Bibliothek zurückgezogen, um, wie er sagte, Briefe zu schreiben; Harold hatte sich abseits begeben, um sich in ein fieberhaftes Studium seiner hoffnungslos verwirrten Finanzen zu vertiefen; Mike war auf der Suche nach seinem Hut und Violet May Gwendolin Bytheway kam eben in Begleitung ihrer Gouvernante aus dem Rosengarten.

Beim Anblick der letzteren setzte sich Mr. Moon auf. Bisher hatte er Miß Kent nur im Fluge erblickt und er war neugierig, zu erfahren, welcher Art dieses Mädchen war, das seinen Neffen derart gefangennahm. Während er noch einen passenden Anfang zu einem Gespräch suchte, ersparte ihm Violet May weitere Mühen, indem sie auf ihn zuwackelte, sein rechtes Hosenbein mit stählernem Griff umfaßte und mit durchdringendem Blick zu ihm aufschaute. Violet May und Mr. Moon waren einander nicht vorgestellt, aber sie machte sich nichts aus Etikettefragen.

„Sie haben eine Menge Haare am Gesicht," bemerkte sie lebenswürdig.

Mr. Moon betrachtete sie wohlwollend.

„Und Sie haben gute Augen, kleines Fräulein," erwiderte er. „Ja, ich habe eine Menge Haare am Gesicht, das hält mir die Nase warm."

„Betteln und Hausieren hier verboten," sagte Violet May ernst.

„Für alle Kinder, außer Tragkinder," erwiderte Mr. Moon prompt, „muß gezahlt werden."

Ein glückliches Lächeln verklärte Violet Mays Gesicht; das war endlich einmal jemand, der von den wichtigsten Sachen etwas verstand! Ein entzückt krähender Laut entfuhr ihr und sie packte Mr. Moon mit einer Heftigkeit am Knie, die ihm einen Schmerzensschrei entriß.

„Weiter!" befahl sie. „Sagen Sie noch etwas!"

„Violet!" lgte sich Anne ins Mittel. „Du darfst nicht —"

„O, das tut nichts", versicherte Mr. Moon, „ich weiß schon noch ein paar." Er wandte sich mit höchstem Ernst an Violet May. „Links halten. Die Türen frei lassen. Kein Durchgang."

Violet May krähte wieder, nahm einen Anlauf, schwang sich mit Anstrengung auf sein Knie und schaute ihm aus einer zweifingerbreiten Entfernung anhaltend ins Gesicht.

„Bitte sich zu bedienen. Rauchen verboten. Das Betreten des Rasens ist untersagt. Hunde dürfen nur an der Leine mitgenommen werden", verkündete Mr. Moon.

Violet May schlang in begeisterter Anerkennung dieser reichen Gaben ein dickes Ärmchen um seinen Hals.

„Haben Sie gebrannten Zucker?" flüsterte sie, und ihr vertrauensvoller Ton bezeugte, daß sie diesem Manne alles zutraute.

„Es tut mir sehr leid, aber ich habe das letzte Stück einem armen alten Mann mit sechs Kindern und einem unheilbaren Leiden gegeben."

Ein Schweigen entstand.

„Das ist unartig", sagte Violett May beleidigt. Und indem sie zu der Erkenntnis kam, daß dieser Mann trotz seines großen Wissens um die wichtigsten Dinge, doch nicht viel anders als alle Männer war, glitt sie von seinem Sitz herab, schaute ihn einen Augenblick ernst an und wandte sich dann der treuen Tiggels zu, mit der sie eine eifrig geflüsterte Unterhaltung begann.

Mr. Moon erhob sich und trat zu Anne.

„Die gibt wohl zu tun, denke ich", sagte er freundlich.

„Nun ja," stimmte Anne zu, „aber sie ist ein lieber Schatz."

Mr. Moon, der sie unauffällig betrachtete, mußte zugeben, daß Mikes merkwürdiges Benehmen starke Entschuldigungsgründe hatte. Dies war wirklich ein außergewöhnliches Mädchen; vor zwanzig Jahren wäre ihr Mr. Moon wohl selbst zum Opfer gefallen.

„Sehr hübsch ist es hier", fuhr er fort, „aber sehr still. Finden Sie es nicht langweilig?"

„Nicht besonders."

„Aber Sie haben ja auch Ihren Kollegen. Das macht es zweifellos leichter."

„Meinen Kollegen?"

„Den Sekretär — wie heißt er nur gleich? — James. Er scheint ein angenehmer junger Mann."

Schweigen.

„Finden Sie das nicht?"

„Ich weiß nichts von ihm", sagte Anne kalt.

„Ach ja, natürlich, er ist ja erst ein paar Tage hier. Und erste Eindrücke sind immer unverläßlich, nicht wahr?"

„Das sind sie wohl", sagte Miß Kent nachdrücklich. „Komm, Violet, wir müssen hineingehen." Sie nickte Mr. Moon eisig zu und führte die Kleine weg.

Mr. Moon sah ihnen nach, bis sie im Haus verschwanden, und Mike tat ihm leid, denn die Erwähnung seines Namens schien keinen Widerhall in einem liebevollen Herzen zu finden. Im Gegenteil hätte man aus Miß Kents Ton und Art schließen können, daß der Sekretär so etwas wie einen Fleck oder Auswuchs auf der Landschaft bilde — was jedenfalls kein günstiges Zeichen für ihn war. In diesem Augenblicke hörte Mr. Moon einen Schritt und sah seinen Neffen mit sehr bekümmertem Ausdruck herannahen.

„Was hast du getan", fragte Mr. Moon, „um diese Maid zu beleidigen, zu ärgern, zu kränken oder dir sonstwie zu entfremden?"

Der Ausdruck der Bekümmernis auf Mikes Antlitz vertiefte sich.

„Der Teufel soll mich holen, wenn ich es weiß, Onkel Joe. Ich sah dich mit ihr sprechen und hoffte, du würdest es herausbekommen. Alles ist wunderschön gegangen bis gestern abend, wo sie sich plötzlich gegen mich wandte und mich in Fransen riß. Seitdem habe ich ihr nicht auf eine Meile Entfernung nahe kommen können. Ich entnahm ihren Reden, daß sie irgendwie daraufgekommen ist, daß ich kein wirklicher Sekretär bin und das scheint sie so aufgebracht zu haben."

(Fortsetzung folgt.)

Späte Beichte.

Humoreske von Franz Carl Endres.

Ich habe einmal in meiner Jugend einen alten Herrn absichtlich an einer ganz tiefen Stelle des Sees ins Wasser geworfen. Es ist aber so lange her, daß ich die Geschichte ruhig erzählen kann, ohne eine Verfolgung befürchten zu müssen. Außerdem wäre ich freigesprochen worden. Ja, es hätte geradezu ein gefundenes Fressen für einen sprachgewaltigen Anwalt gegeben, mich den Krallen der Geschwornen zu entreißen.

Mein Freund Anton, der in Bayern natürlich nur Toni genannt werden konnte, war ein sehr begabter junger Maler. Wir brachten einen Sommer in Tegernsee in den bayerischen Voralpen zu, und Anton hatte ebensowenig Geld wie ich. Das heißt also: nach vierzehn Tagen sah es um die Aussicht, noch länger den schönen Urlaub zu genießen, sehr schlecht aus.

„Kannst du nicht Gedichte verkaufen?" fragte Anton.

„Hm, ich schon, aber mein Verleger ist übersättigt. Er mag nicht mehr. Er hat vom letzten Bändchen erst zwanzig Stück abgesetzt, und ich glaube, die hat er verschenkt. Es ist aussichtslos. Aber male doch jemanden! Hier laufen die reichen Leute ja scharenweise herum."

„Ausgerechnet, um sich malen zu lassen", brummte Anton. „Der Teufel soll's holen. Ich habe noch eine Mark."

„Krösus!" seufzte ich, „mein Barbestand beläuft sich auf fünfzig Pfennig." —

Am Abend lernten wir Geheimrat X. kennen. Er war in Begleitung seiner ausnehmend schönen Tochter in Tegernsee, wo er eine prachtvolle Villa bewohnte.

Anton verliebte sich gründlich innerhalb von dreieinhalb Minuten. Ich habe das festgestellt und notiert. Es beruht also auf Richtigkeit.

Wir wurden vom Geheimrat auf den folgenden Tag zum Essen geladen.

„Schon ein Tag gewonnen", jubelte ich. Anton sagte nichts, er war, als wir uns verabschiedeten, vollkommen unzurechnungsfähig.

Das Mittagessen am nächsten Tage war von bedeutsamen Folgen. Anton erhielt den Auftrag, Elisabeth, die Tochter des Geheimrats, zu malen.

Dieser Auftrag wurde zum Ausgangspunkt eines gewaltigen Pumpversuches bei einem uns bekannten Herrn, und wir konnten den Aufenthalt in Tegernsee um vierzehn Tage verlängern.

Der Geheimrat ließ die beiden bei den Sitzungen allein. Eine Torheit, wie nur Väter sie begehen können. Frau Geheimrat war schon seit Jahren tot. Die Folge des Alleinseins war eine glühende Liebeserklärung Antons, die, nach seinen Berichten wenigstens, ebenso glühend erwidert wurde.

Die Fertigstellung des Bildes verzögerte sich dadurch ganz wesentlich. Man kann nicht küssen und dabei malen. Das sieht auch derjenige ein, der nur das Küssen versteht und vom Malen keine Ahnrung hat.

Der Geheimrat schöpfte, obgleich er stets in tiefsten philosophischen Fragen erdabwesend war, etwas Verdacht. „Junger Freund", sagte er zu Anton, „wenn ich auch zugeben muß, daß in Anbetracht Ihrer Jugend und der nicht von der Hand zu weisenden Vorzüge meiner Tachter diese Ihnen naturgemäß gefallen muß, eine Wirkung, die ja durch Ihre künstlerische Tätigkeit mehr gefördert als gehemmt zu werden erscheint . . . ich meine, alles dies zugegeben, so sind doch gewisse Grenzen gezogen. Unbedachte Äußerungen Ihrerseits, die gefallen zu sein scheinen, dürften von jedem billig Denkenden als nicht angebracht bezeichnet werden..."

Der Geheimrat verlor sich aber in eine philosophische Frage, die Anton in bodenloser Frechheit einfach in diese väterliche Ermahnung warf und auf die der Philosoph anbiß wie ein Hecht auf einen schillernden Köderfisch.

Am nächsten Morgen war eine Kahnpartie verabredet worden. Zu unserer Überraschung erschien Elisabeth nicht, wohl aber mit einem leisen Triumphlächeln der Geheimrat. „Sie müssen heute mit mir vorlieb nehmen, meine Herren", sagte er, „Elisabeth ist nach München abgereist."

Anton wurde bleich.

Wir fuhren nach Wiessee hinüber an das andere Ufer des Sees. Mitten zwischen den beiden Ufern, mindestens fünfhundert Meter von jedem entfernt, begann Anton den Geheimrat in sehr schönen Worten um die Hand seiner Tochter zu bitten.

Der Geheimrat wurde blaurot im Gesicht, er wäre aufgesprungen, wenn der Kahn solche starken Bewegungen erlaubt hätte. „Es ist eine bodenlose Frechheit, junger Mann, mich in dieser für mich nahezu wehrlosen Situation um die Hand meiner Tochter zu bitten. Nimmermehr! Was verdienen Sie? Nichts! Sie haben sogar, wie mir Herr N. erzählte, ihn angepumpt und als einzige Sicherheit meinen Auftrag angegeben. Was denken Sie sich eigentlich?"

„Ihre Tochter liebt mich aber", wandte Anton etwas eingeschüchtert ein.

„Papperlapapp", machte der Geheimrat, „das wird vergehen. Ich gebe sie keinem Manne ohne Verdienst. Und wenn Sie mich hier, meine Unfähigkeit im Schwimmen ausnutzend, auch ertränken, Elisabeth wird den Mörder ihres Vaters nicht heiraten."

Die Sache fing an hochdramatisch zu werden. Anton versicherte dem Geheimrat seine Ergebenheit, wies jeden Gedanken an Erpressung weit von sich und war untröstlich, daß der Geheimrat solch' schwarze Pläne ihm zugetraut hatte.

„Unter diesen Umständen", begann ich — ein teuflischer Plan war in meinem Sinn aufgetaucht — „unter diesen traurigen Umständen verzichtet mein Freund selbstverständlich auf sein Lebensglück." Ich gab Anton ein Zeichen.

„Ich verzichte", sagte der mit todunglücklicher Stimme.

„Ich freue mich, daß Sie vernünftig sind, junger Freund", sagte nun der Geheimrat in wesentlich versöhnlicherem Tone. „Im übrigen, ich bin kein Unmensch. Wenn Sie Verdienste aufweisen, wenn ich zur Erkenntnis gelange, daß Sie tüchtig sind, so kann in der Zukunft die Frage vielleicht noch einmal aufgeworfen werden."

„Edler Mann", rief ich da aus, „lassen Sie sich die Hand drücken!"

Ich sprang auf, stolperte, griff mit beiden Händen nach dem Bootsrand, verfehlte ihn — oh, ich machte das wunderbar, jeder Filmregisseur hätte mich sofort engagiert, aber damals gab es noch keine Filme — ich fiel über Bord, aber so unglücklich, daß ich das Boot zum Kippen brachte.

Wir stürzten alle ins Wasser.

„Mensch, was machst du?" hörte ich noch Anton rufen.

Dann sah ich nur einen schreiend um sich schlagenden Geheimrat und meinen Freund, der sich mit mächtigen Schwimmbewegungen dem Geheimrat näherte, ihn packte, eine Zeitlang mit ihm, der sich anklammerte, kämpfte, ihn untertauchte, um ihn wieder los zu werden, und den nun halb Bewußtlosen endlich ans Land brachte.

Der Geheimrat, der sehr rasch wieder zu sich kam, sah mich wütend an. „Sie haben durch Ihre Ungeschicklichkeit beinahe ein großes Unglück angerichtet! Wenn dieser edle Mensch", er umarmte Anton, „nicht dabei gewesen wäre, Sie hätten mich nicht gerettet — Sie gewiß nicht."

Ich weiß nicht, warum er an meinen Fähigkeiten so sehr zweifelte. Aber es paßte in meinen Plan. Daher senkte ich nur den Kopf und sagte, daß der Geheimrat tatsächlich Anton sein Leben verdanke.

„Ja", versicherte der alte Herr, „das tue ich, und ich werde mich dankbar erweisen."

Am Abend dieses Tages schon wurde mit der aus München zurückgerufenen Elisabeth Verlobung gefeiert. Anton hatte keine Ahnung von den Zusammenhängen, der Geheimrat noch weniger, und so sonnte ich mich an dem Glück der beiden schönen jungen Menschen und habe mich an ihrer glücklichen Ehe später noch so manches mal gesonnt, ohne ihnen zu sagen, daß auch ich einige Verdienste an ihrem Glück besaß.

Sie sind alle drei schon gestorben. Daher kann ich es heute sagen, daß ich den Geheimrat vorsätzlich ins Wasser geworfen habe, damit Anton, der famose Schwimmer, ihn retten konnte.

Notizen am Rande.

Von Kurt Miethke.

Wir nennen Lebenskünstler den, der die Stunden der Freude schwerwiegend und die Stunden der Trauer leichtfüßig zu machen versteht.

•

Gute Redner verstehen es, Pausen zu machen. Kluge Liebhaber auch.

Eine ertragreiche Teestunde.

Eine Geschichte, die mehr sein möchte.

Von **Otto Dey.**

Es war um die Teestunde. Im Schein des Kaminfeuers schauten von den Wänden Gesichter vergangener Jahrhunderte ernst herab. Alte Eichenmöbel wuchsen in dem Raum mit seinen tiefen Nischen und schufen behagliche Winkel. Der Diener schob die schweren Vorhänge zusammen, das Zwielicht des kurzen Novembertages fernzuhalten. Alles war bereit. Nach kurzer Zeit klangen helle Stimmen. Die Hausfrau mit ihren Gästen trat herein. Mehrere Herren, noch im Reitanzug vom Ritt über die Felder heimkehrend, kamen dazu. Der Teekessel summte. Mit sorgsamer Grazie bereitete die Hausfrau den aromatischen Trank. Im Dämmern glühten die Zigaretten, ihr Rauch wallte durch den hohen Raum. Stunde des Plauderns und der Besinnlichkeit.

Hin und her gingen die Gespräche. Von Witterung redet man, vom Viehstand, neuster Literatur und Politik. Dann sagte mit ernstem Tone einer der älteren Herren: Übrigens, die Schule in N. wird demnächst nun auch geschlossen. Die nächste deutsche Privatschule ist für manche Kinder 8 Kilometer weit und kann außerdem die Kinder nicht mal aufnehmen, weil sie viel zu klein wäre. Auch müßte dann eine zweite Lehrkraft eingestellt werden. Wenn man doch reich wäre! Und wären unsere sonstigen Lasten nicht so hoch! Aber wir können schon kaum erhalten, was da ist. An Neubauten ist gar nicht zu denken. Eine Pause des Nachdenkens. Heller glühten die Lichter der Zigaretten auf, leise klirrten die hauchdünnen Teetassen. Die Ahnenbilder schienen mahnend aus ihrem Rahmen zu treten. Mit ruckartiger Bewegung beugte plötzlich sich aus einem Sessel hervor eine junge elastische Gestalt mit gestrafftem Gesicht und nachdenklich frohen Augen. Klatschend fiel die Hand auf das Knie: „Herrschaften, ich hab' eine Idee. Was meint Ihr dazu? Wir taufen doch nächstens unsern Jungen. Und gerade heute früh haben wir uns die Preislisten für die Weine angesehen. Wir waren ganz baff, wie blödsinnig viel Geld das Zeug kostet. Und eigentlich ist's doch nur für eine Stunde, und die Hälfte der Gläser und Flaschen bleiben halb geleert. Aber — es muß ja nun mal sein. Tut man's nicht, heißt's, man ist knickerig. Ich trinke ja gern mit lieben Menschen ein Glas anständigen Wein. Na, und „hochgelebt" werden muß der kleine Kerl doch auch. Aber könnte man nicht einfach einen leichten deutschen Wein geben und das Geld für die übrigen Weine, den Sekt, die Liköre — es kommen Hunderte von Zlotys zusammen — als Grundstock für den Schulbau geben, von dessen Notwendigkeit Onkel sprach?" Ein Hallo allgemeiner Begeisterung folgte. „Mensch, die Idee kannst du dir patentieren lassen", so klang es aus dem Dunkel eines rindledernen Sessels mit tiefer Stimme. Von einem hochlehnigen brokatüberzogenen Lehnstuhl sagte eine klingende Frauenstimme: „Bei R.'s ist nächstens offizielles Verlobungsdiner, Graf Z., als neu in die Gegend Gekommener, will seine erste Gesellschaft geben. Wie man hört, wird das bei der weitläufigen Verwandtschaft ein Riesenfest, an dem ihm und seiner prächtigen Frau garnichts liegt. Außerdem stehen noch Jagddiners bevor, im Sommer dann Turniere. Kinder, geht's denn wirklich nicht, daß wir einmal um größerer Ziele willen ohne Weine und dergleichen fröhlich zusammen sind? Im Grunde machen die meisten von uns sich ja garnichts draus. Ich sehe doch immer wieder Damen und auch manche Herren bei Diners Wasser oder Sprudel trinken. Es ist eben Sitte, mehrere Weine zu geben, und darum glaubt jeder, er könne nicht davon abgehen. In unserer Zeit sollten wir anders denken gelernt haben! Wißt Ihr, wir sind doch hier immerhin eine ganze Menge zusammen, jeder hat seine nahen Freunde. Machen wir doch einfach ein Komplott: In dieser Saison gibt es auf keiner Gesellschaft oder Festlichkeit mehr als einen deutschen Wein. Das Geld für die übrigen üblichen Getränke wird vorher an einen gewählten Schatzmeister abgeführt. Wir machen alle geschlossen unsere Zusage zu jeder Einladung davon abhängig. Auf den Einladungen kann, ebenso wie man schreibt: „dunkler Anzug" stehen: „nur e i n deutscher Wein". Und dann wollen wir mal sehen, was in einem Jahre herausgekommen ist." „Na, ich glaube, wir werden Bauklötze staunen", lachte eine fröhliche Jungmännerstimme.

Aller Gesichter glänzten in freudiger Zustimmung. Von den Wänden aber schauten billigend die Ahnenbilder herab. Eine Ahnfrau hielt ihr wundervolles goldblondes Haar, ihren größten Stolz und Schmuck, abgeschnitten in der Hand. Sie hatte ihn vor einem Jahrhundert auch geopfert, nicht der launischen Mode, sondern heiligen Gütern. Und ein Strahl des Kaminfeuers fiel auf die silberne Kanne des Teetisches. Auch sie war einst geopfert worden und als Erbstück schmerzlich vermißt. Ein Stempel gab Kunde, daß sie dem Vaterlande in Not geopfert und dem Spender zur Ehre vom erstarkten Vaterlande zurückerstattet worden war.

*

Ein Jahr war vergangen. Um einen stattlichen Neubau spielten fröhlich in der Pause zwischen ernster Arbeit im Sonnenschein Kinder. Ein Sammelwagen brachte die am entferntesten Wohnenden herzu.



Bunte Chronik



* **Auch die Bettler wollen wetten.** Die Berliner Hundewettrennen sind nach kurzer Daseinsfreude sanft entschlummert, weil ihnen die Genehmigung zur Einrichtung eines Totalisators versagt blieb. Auch den Pferderennen würde es nicht anders ergehen, entkleidete eine Verfügung sie ihres Hauptreizes für die breite Masse, der Wettmöglichkeit. Angeblich ist ja die Hebung der Pferdezucht das einzige Ziel aller Rennen, doch dafür begeistern sich heutzutage die wenigsten Rennbahnbesucher mehr. Alles will wetten. Auch die Bettler, Faulenzer und Vagabunden von Budapest hegten diesen zeitgemäßen Wunsch, dessen Erfüllung ihnen aber ihre Mittellosigkeit unmöglich machte. Da fühlte Geza Weber, ein tüchtiger Geschäftsmann, den unwiderstehlichen Drang in sich, den Ärmsten unter seinen Mitmenschen zu helfen. Er stellte sich eines Tages während der Rennen hinter der Tribüne auf und machte einem der herumlungernden Bettler die erfreuliche Mitteilung, daß er Wetten im Betrage von 2 bis 20 Hellern annehme. Die Sache sprach sich unter den zahlreichen berufshalber erschienenen Bettlern rasch herum, und Geza Weber erfreute sich bald einer zahlreichen und dankbaren Kundschaft. Leider steckte die Polizei ihre Nase auch in dieses menschenfreundliche Unternehmen des guten Geza. Ihr war die ungewöhnliche Ansammlung verdächtiger Gestalten hinter der Tribüne aufgefallen, und ein Detektiv in dementsprechender Kleidung wurde beauftragt, sich unter das Volk hinter der Tribüne zu mischen. Dieser Spion kam bald hinter die Geschäftspraktiken des Buchmachers der Bettler und verhaftete den Ehrenmann sehr zur allgemeinen Empörung seiner Kundschaft. Wie das Geschäft geblüht hatte, bewiesen Scheidemünzen im Betrage von einigen hundert Pengö, die bei einer Leibesvisitation des tüchtigen Buchmachers gefunden wurden.

*

* **Der Sternchensucher.** Man kennt sie, die kleinen Sternchen im Bädecker, die uns, je nach ihrer Anzahl, darauf aufmerksam machen, daß irgend etwas ganz besonders sehenswert oder exquisit sei. Der französische Millionär Tesquien ist anscheinend der Ansicht, daß immer noch viel zu wenig Sternchen im französischen Bädecker sind, und so hat er es sich zur Aufgabe gemacht, im ganzen Land umherzureisen und überall, wo er eine einigermaßen schöne Aussicht findet, diese noch zu verschönern. Zu diesem Zwecke läßt er durch Abholzen den Blick freimachen oder durch Anpflanzungen die Landschaft korrigieren und so weiter. Ist die Aussicht schön genug, dann reist er weiter, und er hat, wie er selbst sagt, derart viel mit Schaffung neuer Schönheiten zu tun, daß er bisher die alten nie mehr als einmal zu sehen bekam. Aber die Genugtuung, für ein paar Sternchen gesorgt zu haben, ist ja auch schon etwas wert.

Lustige Rundschau



* **Emma.** Emma heißt das neue Mädchen. Besieht sie sich der Herr des Hauses. Von hinten und von vorn. Von oben — unten. „Na, Emma", sagt er, und reicht ihr die biedere Hand, „wir werden uns schon vertragen. Ich vertrage mich mit jedem Menschen." Meint Emma: „Das habe ich mir schon von Ihnen gedacht, als ich die Gnädige sah."

*

* **Unter Brüdern.** „Was wollen Sie also für das gebrauchte Auto haben?" — „Ihr Vater und ich waren Freunde — na, sagen wir also fünftausend Mark." — „Gott sei Dank, daß Sie nicht auch noch mit meinem Großvater befreundet waren."

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.**, beide in Bromberg.